GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

"Ganz andere Inhalte werden im Vordergrund stehen: Arbeit zuerst“ : Erfahrungen junger ostdeutscher Frauen mit dem Vereinbarkeitsmodell (1990-1997)

Dölling, Irene

2000

https://doi.org/10.25595/20

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dölling, Irene: *"Ganz andere Inhalte werden im Vordergrund stehen: Arbeit zuerst“ : Erfahrungen junger ostdeutscher Frauen mit dem Vereinbarkeitsmodell (1990-1997)*, in: Lenz, Ilse; Nickel, Hildegard Maria; Riegraf, Birgit (Hrsg.): Geschlecht - Arbeit - Zukunft (Münster: Westfälisches Dampfboot, 2000), 222-242. DOI: https://doi.org/10.25595/20.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

FORUM FRAUENFORSCHUNG

Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung
in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Band 12

Ilse Lenz, Professorin für Geschlechter- und Sozialstrukturforschung an der Ruhr-Universität Bochum, arbeitet seit langem über Geschlecht und Arbeit im internationalen Vergleich (Deutschland/Japan/Ostasien); neuere Veröffentlichungen zur internationalen Frauenforschung; Mitherausgeberin der Reihe „Geschlecht und Gesellschaft", 1995-1999 Sprecherin der Sektion Frauenforschung in der DGS.

Hildegard Maria Nickel, Soziologin, geb. 1948, Professorin an der Humboldt-Universität Berlin, Helge-Pross-Preisträgerin 1994, wissenschaftliche Leiterin des Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität; Forschungsschwerpunkt: Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse.

Birgit Riegraf, Dr. phil., geb. 1961, studierte Politikwissenschaft an der FU Berlin, 1995 Promotion mit einer Arbeit über „Geschlecht und Mikropolitik"; derzeit wissenschaftliche Assistentin an der Fakultät für Soziologie an der Universität Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Feministische Organisationssoziologie. Modernisierung des Staates und die Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis im internationalen Vergleich, Hochschulstrukturreform und Gleichstellungspolitik.

Geschlecht – Arbeit – Zukunft

herausgegeben von
Ilse Lenz/Hildegard Maria Nickel/
Birgit Riegraf

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Gecshlecht - Arbeit - Zukunft / hrsg. von Ilse Lenz .... - 1. Aufl. -
Münster : Westfälisches Dampfboot, 2000
(Forum Frauenforschung ; 12)
ISBN 3-89691-212-7

1. Auflage Münster 2000
© 2000 Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster
Alle Rechte vorbehalten
Umschlag: Lütke · Fahle · Seifert, Münster
Layout: Jörn Essig-Gutschmidt, Münster
Druck: Rosch-Buch Druckerei, Scheßlitz
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
ISBN 3-89691-212-7

Inhalt

Einleitung
Die Zukunft der Geschlechterverhältnisse in der Arbeit? 7

Teil I
Auswirkungen der Globalisierungsprozesse auf die Geschlechterverhältnisse

Ilse Lenz
Globalisierung, Geschlecht, Gestaltung? 16

Petra Dannecker
Globalisierung und „Migration" von Produktions- und Geschlechterstrukturen: Fabrikarbeiterinnen in Bangladesch 49

Birgit Pfau-Effinger
Wohlfahrtsstaatliche Politik und Frauenerwerbstätigkeit im europäischen Vergleich – Plädoyer für eine Kontextualisierung des theoretischen Erklärungsrahmens 75

Teil II
Veränderungsprozesse in der Arbeitsorganisation und -kultur

Ursula Hornung
Let's do „Gender". And don't forget „Sex"!? Reflexionen über berufliche Gleichstellung, A-Sexualisierung und Frauenförderung am Beispiel mittlerer Dienstleister 96

Ursula Müller
Asymmetrische Geschlechterkultur in Organisationen und Frauenförderung als Prozeß – mit Beispielen aus Betrieben und der Universität 126

Birgit Riegraf
Organisationswandel, Organisationslernen und das Geschlechterverhältnis 150

Teil III
Auswirkungen von Transformationsprozessen auf die Geschlechterverhältnisse

Sabine Schenk
Familienstrukturen, Geschlechterverhältnisse und die Flexibilisierung der Beschäftigung in Ostdeutschland 180

Irene Dölling
„Ganz neue Inhalte werden im Vordergrund stehen: die Arbeit zuerst". Erfahrungen junger ostdeutscher Frauen mit dem Vereinbarkeitsmodell (1990 – 1997) 222

Hildegard Maria Nickel
Ist Zukunft feministisch gestaltbar? Geschlechterdifferenz(en) in der Transformation und der geschlechtsblinde Diskurs um Arbeit 243

Zu den Autorinnen 269

Irene Dölling

„Ganz neue Inhalte werden im Vordergrund stehen: die Arbeit zuerst". Erfahrungen junger ostdeutscher Frauen mit dem Vereinbarkeitsmodell (1990 – 1997)

Neue Grenzziehungen zwischen „öffentlich" und „privat"

Das Zitat im Titel stammt aus einem Tagebuch, das eine 21jährige Pädagogikstudentin 1990 in den Monaten zwischen Währungsunion (Juli 1990) und ersten gesamtdeutschen Wahlen (Dezember 1990) geschrieben und für die wissenschaftliche Auswertung im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Verfügung gestellt hat[1]. Die in diesem Zitat antizipierte Veränderung mag auf den ersten Blick verwundern - war doch in der DDR Berufstätigkeit für Männer wie Frauen „erste Bürgerpflicht" und zeichnen sich die Ostdeutschen bis heute laut Umfragen stärker als die Westdeutschen durch ein Festhalten an „zentralen Werten protestantischer Ethik" sowie durch eine Identität aus, die in erster Linie über die (Berufs-)Arbeit definiert ist[2]. Die von der Schreiberin geahnte Veränderung bezieht sich weniger auf den Stellenwert von Berufsarbeit als vielmehr auf die Bedingungen, unter denen künftig ostdeutsche Frauen das bis dato „selbstverständliche" Modell der Vereinbarung von Beruf und Familie[3] realisieren können. Die „Synchronisierung von Familien- und Berufsarbeit" (Trappe 1995, S. 214) ist nun zu leisten unter den Bedingungen einer strikteren Trennung von „privater" und „öffentlicher" Sphäre und einer Sozial- und Familienpolitik, die an der Norm des (modernisierten) Ernährer-Hausfrau-Modells orientiert ist[4]. Diese Politik greift weniger direkt in den „privaten" Bereich ein, sie setzt vielmehr (geschlechtsspezifische Ungleichheiten reproduzierende und befestigende) Rahmenbedingungen für ein „privates" Aushandeln der Gestaltung von Erwerbs- und Familienarbeit. Die Grenzziehungen zwischen individueller/familiärer und gesellschaftlicher Verantwortlichkeit für die Betreuung und Erziehung von Kindern (aber auch von Alten und Kranken) werden (wieder) strikter gezogen, als dies in der DDR der Fall war, was u.a. an den Kapazitäten, Öffnungszeiten sowie Trägerschaften von Kinderbetreuungseinrichtungen ablesbar ist. Generell ist davon auszugehen, daß mit der Übernahme des bürgerlichen Demokratiemodells die Grenzziehungen zwischen „privat" und „öffentlich" und die damit verbundenen Konnotationen „weiblich" bzw. „männlich" stärker als zu DDR-Zeiten den Alltag strukturieren, Familie auf

modifizierte Weise zu einer „privaten", „weiblichen" Angelegenheit wird. Das von mehreren Alterskohorten von Frauen praktizierte Vereinbarkeitsmodell gerät im gesamtdeutschen Kontext in mehrfacher Hinsicht unter Druck: Vollzeitige, nur kurz unterbrochene Erwerbsarbeit wird tendenziell zu einer „Normabweichung" und zu einem eher „männlich" konnotierten Anspruch; die größeren Belastungen und Verantwortlichkeiten für die Kindererziehung implizieren, daß Frauen sich „mit bislang nicht vertrauten soziokulturellen Orientierungen über Mutterschaft auseinandersetzen müssen" (ebenda, S. 217); die Ernährerrolle des Mannes wird zumindest symbolisch aufgewertet und bestärkt (aber auch praktisch, wenn z. B. ein Kriterium für Entlassungen ist, ob ein Mann „eine Familie ernähren" muß bzw. Frauen die eigene Arbeitslosigkeit mit Rückgriff auf dieses Kriterium verarbeiten). Das Wegbrechen sozialpolitischer Rahmenbedingungen erhöht das Risiko für Frauen, arbeitslos zu werden bzw. aus dem Erwerbsbereich auszuscheiden. Zugleich belegt das Festhalten ostdeutscher Frauen am Vereinbarkeitsmodell bis in die Gegenwart, daß die Synchronisierung von Berufs- und Familienarbeit unter diesem Druck nicht automatisch aufgegeben wird. Heike Trappe konstatierte 1995 in ihrer Untersuchung:

„Der (...) erbrachte Nachweis, daß es keinen zwingenden Zusammenhang zwischen sozialpolitischen Unterstützungen und der Frauenerwerbsbeteiligung (zu DDR-Zeiten - I.D.) gab (...), legt die Vermutung nahe, daß bezogen auf die heutige Situation auch der Umkehrschluß nicht gilt. Der Abbau sozialpolitischer Entlastungsangebote führt zu spezifischen Risikolagen für Frauen, aber nicht notwendigerweise zu ihrem Ausstieg aus der Erwerbsarbeit" (ebenda, S. 216).

Die verschiedenen Frauengenerationen erfahren die veränderte Bewertung ihrer bis dato mehr oder weniger selbstverständlich praktizierten Vereinbarung von Beruf und Familie auf ähnliche und zugleich differenzierte Weise - die veränderten materiellen und normativen Bedingungen sind von unterschiedlicher Bedeutung für ihren bisherigen Lebensplan. Ich möchte mich im folgenden auf die Altersgruppe von Frauen konzentrieren, die 1990 zwischen 20 und 30 Jahre alt waren, und fragen, wie sie mit dem noch zu DDR-Zeiten verinnerlichten Konzept der Vereinbarkeit von Beruf und Familie unter den veränderten Bedingungen umgehen. Bevor ich die Auswahl gerade dieser Altersgruppe begründe, das Sample genauer charakterisiere und die Fragestellungen entwickle, denen ich nachgehen möchte, halte ich es für notwendig, kurz darzulegen, wie ich das Verhältnis von „privat" und „öffentlich" bezogen auf die „realsozialistische" DDR verstehe.

Ich gehe dabei mit Zygmunt Bauman (1991) und Peter Wagner (1995) davon aus, daß der Sozialismus als Gesellschaftsform nicht als „das Andere"

der Moderne zu verstehen ist, sondern als eine Variante moderner Gesellschaften, die die Widersprüche der Moderne in ähnlicher und zugleich differenter Weise wie die kapitalistische Variante, insbesondere der „organisierten Phase“[5] der Moderne (Wagner 1995), zu lösen versucht. Für die kapitalistische wie die sozialistische Variante der Moderne gilt gleichermaßen die strukturelle Trennung von „Produktions- und Bevölkerungsweise“ (vgl. Beer 1990). Der in der „organisierten Moderne“ beobachtete „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ („Veröffentlichung“ der existenzsichernden Arbeit, Entstehung des Sozialen und gleichzeitige Verstaatlichung der Gesellschaft, sozialpolitische u.a. Interventionen des Staates in die private Sphäre), den u.a. Habermas (Habermas 1971) für den Kapitalismus analysiert hat, wird in der sozialistischen Variante ins Extrem getrieben. Mit dem Ausschalten der Konkurrenz von Meinungen wurde der Raum des Politischen zerstört. Die Nivellierung von sozialen und kulturellen Differenzierungen, die Gleichsetzung von „gesellschaftlichen und individuellen Interessen“ legitimierte die fortgesetzte Intervention des Staates, lud den „privaten“ Raum politisch auf und zerstörte das Private als Schutzraum[6].

Im Unterschied zur organisierten Moderne westlicher Prägung, die mit dem Wohlfahrts- bzw. Sozialstaat „eine Reihe von privaten Angelegenheiten zu Aufgabenbereichen staatlicher Politik“ gemacht hatte, „verwischte der Sozialismus die Grenzen völlig“ (ebenda). Die Folgen waren ambivalent. Durch Einbeziehung der Frauen in die (vollzeitliche, qualifizierte) Berufsarbeit wurden einerseits geschlechtsspezifische Zuweisungen von (Handlungs-) Räumen aufgebrochen und entsprechende Geschlechterstereotype tendenziell dysfunktional (z. B. Hausfrau - Ernährer der Familie), ohne daß andererseits diese Differenzierungen entlang der Geschlechterdifferenz strukturell außer Kraft gesetzt worden wären. Einerseits wurde z. B. Kinderbetreuung und -erziehung stärker zu einer „öffentlichen“ Angelegenheit, in die der Staat interventionistisch mittels materieller Zuwendungen und ideologischer Normierung eingriff. Andererseits wurden Probleme/Konflikte, die nicht im Rahmen des staatlich regulierten Sozialprogramms zu lösen waren (z. B. Gewalt in der Familie, aber auch häusliche Arbeitsteilungen), tabuisiert, als „nichtexistent“ erklärt und so auf eine spezifische Weise zu „privaten“ Problemen: Sie konnten bestenfalls durch Eingaben u.ä. eine - politisch vermittelte - individuelle Lösung finden, nicht aber in einem öffentlichen Raum zum Gegenstand von Auseinandersetzung und politischer Gestaltung werden.

Obwohl einerseits die Grenzen verwischt wurden und insofern die Begriffe „privat“ und „öffentlich“ in einem stärkeren Maße und auf andere Weise als in der kapitalistischen Variante tendenziell dysfunktional werden, bleiben

andererseits auch im Sozialismus die vergeschlechtlichenden Grenzziehungen zwischen Produktion (bezahlte Erwerbsarbeit) und Reproduktion (unbezahlte, geringer bewertete Hausarbeit/Familienarbeit) wirksam[7]. Dies hat sich auch in den „vergeschlechtlichten Habitus" (Bourdieu) von Männern und Frauen niedergeschlagen, obwohl viele Ostdeutsche bis heute der Geschlechterdifferenz ihre Bedeutung im DDR-Alltag absprechen. An diese Gemeinsamkeit mit der kapitalistischen Variante kann nach 1990 bei der strikteren Unterscheidung zwischen dem Privaten und der öffentlichen Sphäre im ostdeutschen Alltag angeknüpft werden.

Beschreibung des Samples

Die Frauen, die 1990 zwischen 20 und 30 Jahre alt waren, machten mehr als die Hälfte der 55 Frauen aus, die uns 1990/91 ihr Tagebuch zur Verfügung stellten. Sie bilden auch die zahlenmäßig größte Gruppe derjenigen, die sich an den Nachuntersuchungen 1994 und/oder 1997 beteiligten (16 von 26). Diese 16 Frauen bilden das Sample, auf das sich die nachfolgenden Darlegungen stützen. Für die Auswahl gerade dieser Alterskohorte waren aber in erster Linie nicht quantitative, sondern inhaltliche Gründe ausschlaggebend:

Die Gruppe der 1990 20 bis 30 Jahre alten Frauen ist die letzte Alterskohorte, die wesentliche Phasen ihrer Sozialisation noch unter DDR-Bedingungen realisiert und das Vereinbarkeitsmodell unter den für sie wirksamen (sozialpolitischen) Bedingungen normativ als „selbstverständlich" angenommen bzw. bereits praktiziert hat. Sie ist zugleich die Altersgruppe unter den 1990 Erwachsenen, die (fast) ihr ganzes Erwerbsleben (wie z. T. auch die Familiengründung) noch vor sich hat, also auch am stärksten dem Druck der Anpassung an die veränderten Bedingungen unterliegt. Zugleich ist diese Altersgruppe in (quantitativen) soziologischen Untersuchungen sowohl für die Zeit vor, als auch nach 1990 untersucht worden (vgl. Trappe 1995; Keiser 1997), so daß die in unserem Tagebuchprojekt nur möglichen Einzelfallanalysen auf größere sozio-kulturelle Kontexte und Hintergründe bzw. Generationenerfahrungen rückbezogen werden können.

Neben der Alterskohorte der 50- bis 60jährigen ist es gerade diese Altersgruppe von Frauen, die nach 1990 die größten Veränderungen in ihrem Alltag erfahren hat (vgl. u.a. Keiser 1997). Arbeitslosigkeit, Abwertung beruflicher Qualifikationen, der Abbau bis dato „selbstverständlicher" sozialpolitischer Maßnahmen u.a. traf Frauen dieser Alterskohorte besonders hart, weil diese Veränderungen mit einer biografischen Phase zusammenfielen, in der - zumindest nach DDR-Norm - die Familiengründung gerade vollzogen war

bzw. geplant wurde, erste Erfahrungen mit dem Vereinbarkeitsmodell vorlagen bzw. der künftigen Lebensplanung zugrundelagen. Zugleich wiesen Frauen dieser Altersgruppe im Vergleich zu anderen Alterskohorten die höchsten Bildungsabschlüsse und beruflichen Qualifikationen auf (vgl. Keiser 1997; Trappe 1995).

Von den 16 Frauen unseres Samples haben 5 einen 10-Klassenabschluß und 11 das Abitur; 6 von ihnen haben eine Fachschule absolviert und 9 besitzen einen Hochschulabschluß. 10 von ihnen waren zwischen 1990 und 1997 mindestens einmal arbeitslos; 7 von ihnen länger als 6 Monate. 11 von ihnen haben in diesem Zeitraum entweder eine Anschlußqualifizierung in ihrem Beruf absolviert oder nach dem Abschluß einer Ausbildung bzw. eines Studiums eine neue, z. T. inhaltlich völlig anders orientierte Ausbildung begonnen/absolviert. Von den 9 Frauen mit Hochschulabschluß haben drei unterdessen eine Tätigkeit unterhalb ihrer beruflichen Qualifikation aufgenommen, eine hat die Berufstätigkeit ganz aufgegeben.

Die zwischen 1960 und 1970 geborenen Frauen fanden in der DDR neben guten Bildungsmöglichkeiten fest verregelte berufsbiografische Wege vor; individuelle Handlungsspielräume eröffneten sich eher in der „privaten" Sphäre. Obwohl die Vereinbarung von Beruf und Familie als Norm nicht in Frage gestellt wurde, zeichnete sich für diese Altersgruppe doch eine gewisse „Pluralisierung" von Lebensformen ab: Nichteheliche Lebensgemeinschaften bzw. Single-Lebensform, das Verschieben der Geburten „nach hinten", der Wechsel von Arbeitstätigkeiten, um den „privaten" Interessen besser nachgehen zu können u.a. zeichneten sich als Handlungsoptionen dieser Alterskohorte schon vor 1989 ab (vgl. Keiser 1997).

Von den 16 Frauen unseres Samples waren 1990 6 verheiratet, 4 von ihnen hatten 1 Kind und eine Frau hatte 2 Kinder; eine von ihnen hat unterdessen ein weiteres (2.) Kind geboren (eine weitere war zur Zeit der Befragung 1997 mit ihrem zweiten Kind schwanger). Bis 1997 haben sich 2 Frauen scheiden lassen.

Von den 10 Frauen, die 1990 ledig waren, hat eine unterdessen geheiratet und eine lebt in einer Lebensgemeinschaft. Sie sind auch die beiden einzigen aus dieser Gruppe, die Kinder bekommen haben (2 bzw. 1). Die anderen 8 Frauen waren 1994 bzw. 1997 noch ledig und kinderlos (bei drei Frauen wissen wir dies für 1997 nicht, da sie nur 1994 geantwortet haben).

Folgende Fragen möchte ich meiner Analyse, die in keiner Weise repräsentativ ist, zugrundelegen:

Wie nehmen die 16 Frauen die veränderten Bedingungen für die Vereinbarung von Beruf und Familie wahr? Hat die Bewertung von Familienarbeit als

eine primär private Angelegenheit Auswirkungen auf die Lebensplanung dieser Frauen? Welche Arrangements treffen die Frauen, so sie bereits eine Familie haben, um Beruf und Kinderbetreuung zu vereinbaren? Auf welche Ressourcen (materiell und normativ) greifen sie dabei zurück? Erfahren sie das (wiederbelebte) Normativ vom männlichen Ernährer (der Familie) individuell, in ihren Partnerbeziehungen, und wie reagieren sie darauf? Sind ihnen ihre Mütter Vorbild bzw. Identifikationsangebot für die eigene Lebensplanung unter den veränderten Bedingungen[8]?

„Arbeit zuerst"

Durchweg alle 16 Frauen - egal, ob sie 1990 noch in der Ausbildung, im Babyjahr oder erwerbstätig sind - nehmen die sich abzeichnenden Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt als Anforderungen an sich selbst wahr, aktiv nach Möglichkeiten zu suchen, entsprechend ihren beruflichen Qualifikationen bzw. beruflichen Vorstellungen erwerbstätig zu bleiben bzw. (wieder) zu werden. „Arbeit zuerst" ist für sie die Devise, und zwar in dem Sinne, daß die Behauptung auf dem Arbeitsmarkt Bedingung dafür ist, alle anderen Elemente des individuellen Lebensplanes zu realisieren (insbesondere eine geplante Familiengründung bzw. die Realisierung eines Kinderwunsches). Allen ist klar, daß die Zeit, da staatlicherseits Für- und Vorsorge für sie getroffen wurde - etwa hinsichtlich eines Arbeitsplatzes oder der Kinderbetreuung - vorbei ist. Ebenso klar ist für sie - sofern sie Ehe und Familie in ihren Lebensplan integrieren -, daß sie am Modell der Vereinbarung von Beruf und Familie festhalten. Das ändert sich - mit einer Ausnahme (s.u.) - auch bis 1997 nicht. „Hausfrau" zu sein bzw. zu werden - eine Vorstellung, die nicht wenige der Frauen 1990 angesichts drohender Arbeitslosigkeit als absolut negativ antizipieren - ist für sie auch 1997 keine Option, auch nicht bei Langzeitarbeitslosigkeit.

Roswitha Salt ist ausgebildete Agraringenieurin und arbeitet 1990 als Sachbearbeiterin in einer Einrichtung des Ministerium des Inneren. Sie kehrt im Herbst 1990 aus dem Babyjahr zurück, erkämpft sich zunächst ihre Weiterbeschäftigung und wird Ende 1990 gekündigt. Seither ist sie entweder arbeitslos oder in einer Umschulung (Steuergehilfin, Werbeassistentin, Sachkraft für kaufmännische Sachbearbeitung). Von sich aus macht sie ein Fernstudium („Die Große Schule des Schreibens"). Um sich „am Computer fit zu halten" und nicht „einzurosten" „in der Zeit des ‚Nichtstuns'„ entwickelt sie Spiele. Ihre Pläne, wieder berufstätig zu werden, hat sie trotz wenig rosiger Aussichten nicht aufgegeben. Sie regt auf, „was die Politiker über die Langzeitarbeits-

losen, Arbeitslosenhilfeempfänger ablassen. Wir sind doch keine Deppen. (...) Oder daß sich gewisse Leute einbilden, daß Frauen nur für den Herd oder die Wäsche gut sind. Und das in heutigen Zeiten! Wir sind in der Angelegenheit 100 Jahre zurückmarschiert."

In einem Kohortenvergleich von Frauen, die zwischen 1935 und 1945 bzw. zwischen 1960 und 1970 geboren wurden, postuliert Sarina Keiser, daß sich im Zuge der „Zentralisierung, Planung und institutionelle(n) Reglementierung des Bildungs- und Erwerbssektors" der „Spielraum für Individualisierungsbestrebungen" für die jüngere Kohorte in den „Bereich der privatfamilialen Lebensformen" verlagerte (Keiser 1997, S. 38) und die Frauen dieser Altersgruppe nach 1990 verstärkt einem Individualisierungsdruck in der Erwerbssphäre ausgesetzt sind. Die 16 Frauen unseres Sample können sich diesem Druck - mit wenigen Ausnahmen - nicht zuletzt auf Grund ihrer vergleichsweise hohen schulischen Abschlüsse und beruflichen Qualifikationen relativ gut stellen (1997 sind 13 von 16 Frauen auch in mehr oder weniger sicheren Arbeitsverhältnissen). Einige von ihnen nutzen ihr erworbenes kulturelles Kapital auch in den Fällen, wo konkrete Abschlüsse entwertet werden, um eine neue oder zusätzliche Ausbildung in Bereichen zu absolvieren, die künftig für Frauen gewisse Chancen auf Beschäftigung bieten.

Berta Flusser z. B. beendet 1992 ihr 1987 begonnenes Fernstudium als Tiefbauingenieurin; sie nimmt aber anschließend die Möglichkeit wahr, in einem FHS-Studium den Abschluß als Verwaltungswirtin zu erlangen und arbeitet seit einigen Jahren als Sachbearbeiterin und Beamtin auf Zeit.

Eva Antoniak schließt ihr FS-Studium der Krippenpädagogik ab, arbeitet bis zur Geburt ihres ersten Kindes als Erzieherin und nimmt nach dem Erziehungsurlaub eine Tätigkeit als Büroangestellte auf, die sie mit dem Besuch von Verwaltungslehrgängen kombiniert.

Einige Frauen wagen eine beruflichen Neuanfang, nachdem sich abzeichnet, daß ihre bisherigen Bildungswege bzw. Tätigkeiten keine großen Perspektiven bieten:

Unda Steffen z. B. hatte ursprünglich vor, in die Fußstapfen ihrer Eltern zu treten und wie diese den Lehrerberuf zu ergreifen. Sie beginnt eine Ausbildung zur Unterstufenlehrerin und erlebt die Umstrukturierung ihrer Einrichtung, die Nichtanerkennung ihrer bisherigen Ausbildung und die mehrfach wechselnden Angebote, doch noch zu einem Abschluß zu kommen, mit ambivalenten Gefühlen. Als ein 1991 begonnener neuer Versuch wieder scheitert, kann sie das „Ausweichangebot" eines 5jährigen Lehrerstudiums aus finanziellen Gründen (ihr damaliger Mann ist unterdessen arbeitslos) nicht

annehmen. Sie bricht das Lehrerstudium ab und nimmt nach einigen Monaten Arbeitslosigkeit die Chance wahr, eine Ausbildung für den mittleren Polizeivollzugsdienst zu absolvieren. Sie beendet die Polizeischule mit Erfolg, wird verbeamtet und arbeitet seither im Bereich der Verkehrserziehung - vor allem mit Kindern, was sie sich immer gewünscht hat.

Und wieder andere nutzen die veränderten Bedingungen als eine Chance, eine Ausbildung für den Beruf zu machen, den sie immer als ihren „Traumberuf" angesehen hatten.

Eine von diesen Frauen ist Kerstin Gansow. Sie hat nach dem Abschluß der 10. Klasse eine Facharbeiterausbildung absolviert, noch sehr jung einen Meisterbrief erworben und arbeitet 1990 in einer mittelgroßen Stadt als Fahrdienstleiterin bei der Deutschen Reichsbahn. Sie holt bis 1993 das Abitur nach, gibt ihre - sichere - Stelle auf und beginnt 1996 ein Studium der Sozialpädagogik an einer FHS im Westen, an ihrem „Wunsch-Studienplatz".

Auch wenn die Frauen unseres Samples institutionelle (nicht unbedingt staatliche) Unterstützung bei ihren Anstrengungen um den Erhalt ihrer Erwerbsfähigkeit wünschen bzw. begrüßen, sehen sie es doch primär als *ihre* Aufgabe und Verantwortung an, sich unter den veränderten Bedingungen zurechtzufinden.

Lediglich eine der jungen Frauen - sie hat nach dem Abschluß der 10. Klasse ein Lehrerbildungsinstitut besucht und 1990 ihr Zertifikat als Unterstufenlehrerin erworben - wendet sich 1994 an den Kultusminister ihres Landes, um nach dem DDR-bekannten Prinzip der Eingabe zu erreichen, daß sie eine Möglichkeit erhält, entsprechend ihrer Qualifikation als Lehrerin arbeiten zu dürfen (ob sie eine Antwort erhalten hat, ist uns nicht bekannt). Nach einem glänzend bestandenen Examen wird sie in der Schule, an die sie vermittelt wurde, zunächst nur als Hortnerin/Erzieherin eingesetzt, bekommt nach kurzer Tätigkeit als Lehrerin eine Kündigung, weil die Zahl der LehrerInnen in ihrem Land abgebaut wird und sie als Alleinstehende nicht unter die Sozialklausel fällt. Da ihr Abschluß nur in ihrem Bundesland anerkannt wird, kann sie sich nicht anderswo bewerben. Andererseits hängt sie an ihrem Beruf und ist - zumindest bis zum Ende ihrer Aufzeichnungen 1994 - nicht gewillt, in einem anderen Bereich eine Arbeit zu suchen. Sie konstatiert:

„Mein eigentliches Berufsziel kann nicht mehr in meinem Lebensmittelpunkt stehen. Dafür sind zu viele Vorstellungen geplatzt. Aber meine Liebe zu René (und ich glaube, keine Liebe könnte das) kann dieses Loch des Strebens nach Selbstverwirklichung nicht stopfen".

Wie die anderen Frauen unseres Samples auch, will Sandra Koch nicht nur des Geldes wegen berufstätig sein; im Unterschied zur Mehrzahl der anderen Frauen scheinen für sie die strukturellen Bedingungen besonders ungünstig, am Beruf als einem Feld individueller Selbstverwirklichung festhalten zu können.

Auch wenn die 16 Frauen das DDR-Modell der „Synchronisierung von Familien- und Berufsarbeit" als selbstverständlich ansehen, heißt das nicht, daß sie es alle auch individuell praktizieren bzw. künftig praktizieren wollen. Die von Sarina Keiser für diese Alterskohorte postulierte Pluralität von Lebensformen läßt sich an unserem Sample durchaus beobachten. Von den 1990 ledigen Frauen (10) sind zu diesem Zeitpunkt immerhin 4 zwischen 25 und 28 Jahre alt, liegen also über dem Durchschnittsalter, in dem zu DDR-Zeiten geheiratet und eine Familie gründet wurde. Auch 1994 bzw. 1997 haben sie ihre Lebensform nicht verändert.

Kerstin Gansow hat zu DDR-Zeiten ihr Single-Dasein durchaus als Abweichung von der Norm erlebt -, sowohl in den Reaktionen anderer, als auch als eine gewisse Unsicherheit bei sich selbst. Ihr weiterer Lebensweg und ihre Entscheidung, mit 30 noch mal ganz neu anzufangen und unter veränderten Bedingungen, in denen ein Leben als Single eher als eine Variante unter einigen möglichen akzeptiert wird, bestärkten sie in der Wahl ihrer Lebensform.

„Männer sind für Frauen meist Karrierebremsen. Ich habe aber keine Lust, mich bremsen zu lassen. Es gibt zwar auch ein paar tolerante Männer, vielleicht finde ich mal einen, der mich nicht hinter den Herd pressen will. Das mache ich auf keinen Fall mit. Jedenfalls habe ich es zur Zeit nicht eilig, wieder jemand zu binden, ich fühle mich auch als Single als vollwertiger Mensch".

Von den jüngeren Frauen, die 1990 ledig sind, reflektieren einige die veränderten Bedingungen als Verschärfung des Problems, Beruf und Familie unter einen Hut zu bekommen. Möglich ist auch, daß beruflich gut ausgebildete bzw. positionierte Frauen dieser Alterskohorte bereits vor 1989/90 - und mit kritischem Blick auf ihre Beruf und Familie vereinbarenden Mütter - eher einer Alternative Karriere *oder* Kinder zuneigten. Für Sandra Koch, die bis 1990 ehrgeizige berufliche Pläne entwickelte, war schon zu DDR-Zeiten klar, daß eine frühe Ehe bzw. die frühe Geburt eines Kindes für sie nicht in Frage kommt; die Schwierigkeit bzw. Unmöglichkeit, als Lehrerin arbeiten zu können, verstärkt ihre Abneigung noch, „Kinder in diese Welt zu setzen". 1991 schreibt sie an ihren Vater:

„Und dann muß man sich - zumindest wohl als Frau - darüber klar sein, daß man einem Kind alles geben kann oder sich vom Leben etwas nimmt. Wer weiß eigentlich, ob er dazu fähig wäre?"

Karla Siegner, eine diplomierte Soziologin, die nach 1990 mehrfach ihre Tätigkeiten auf dem Gebiet der Sachbearbeitung wechselt - z. T. weil sie nicht mit den Bedingungen/Leuten zurecht kommt, aber auch, weil sie *„immer schon"* einen *„Drang nach Freiheit"* hatte, geht 1994 eine Beziehung ein und verbringt mit ihrem Partner einen Urlaub in einer Großfamilie in Südamerika.

„Für mich war besonders interessant, mit welcher Liebe sie mit ihren Kindern umgegangen sind. Eine Mutter war in dieser Familie nie allein. Ich dachte an eigene Kinder, aber hier in Deutschland ist man ja verraten und verkauft als Frau".

Abgesehen davon, müssen sie und ihr Partner „erst mal finanziellen Boden unter die Füße bekommen", bevor an Kinder gedacht werden kann.

Zwei der 1990 ledigen Frauen gründen bis 1997 eine Familie, sie heiraten bzw. leben in einer Lebensgemeinschaft, und sie bekommen zwei Kinder bzw. ein Kind in dieser Zeit. Für beide ist die Praktizierung der Vereinbarung von Beruf und Familie selbstverständlich; beide nehmen auch einen verkürzten Erziehungsurlaub. Eva Antoniak, die ausgebildete Krippenerzieherin, die nach der Geburt des ersten Kindes eine Tätigkeit im Büro aufgenommen hat, plant „wenn die finanzielle Situation es erlaubt" ein zweites Kind; daß sie auch nach der Geburt eines zweiten Kindes berufstätig ist, steht für sie außer Frage.

Von den 6 Frauen, die 1990 verheiratet waren und von denen 5 bereits Kinder hatten, halten alle, mit einer Ausnahme, am Vereinbarkeitsmodell fest. Während sie - wie die anderen Frauen des Samples auch - ausführlich über Verlust des Arbeitsplatzes und/oder eigene Initiativen zum Verbleiben bzw. Wiedereinstieg in die Erwerbssphäre berichten, haben sie offenbar keine größeren Probleme, die Betreuung ihrer Kinder in entsprechenden Einrichtungen zu organisieren. Die Unterbringung in einer Kita ist für sie selbstverständlich, sie wird in der Regel auch bei Arbeitslosigkeit beibehalten. Zwar berichten einige Frauen - insbesondere aus dem ländlichen Raum -, daß die Beziehungen zur (Groß-)Familie sich in den letzten Jahren intensiviert haben, aber nicht, daß Familienangehörige die Betreuung der Kinder anstelle der Kita übernommen haben.

Als Fazit läßt sich zunächst einmal festhalten: Alle Frauen des Samples halten an der Norm der Vereinbarung von Berufs- und Familienarbeit als „selbstverständlich" für Frauen fest. Sie antizipieren aber auch sehr früh, daß

es künftig komplizierter ist, diese Norm auch zu praktizieren. Es ist nicht nur auf andere Weise als bisher ihre private Angelegenheit, ihren Platz in der Erwerbssphäre zu finden, auch die Realisierung des Kinderwunsches ist nun in erster Linie davon abhängig, welche finanziellen Ressourcen vorhanden sind und welches individuelle Arrangement zwischen den Partnern getroffen werden kann. Das zwar verminderte, aber dennoch immer noch relativ gut ausgebaute Netz von Einrichtungen der Kinderbetreuung erleichtert es denen, die 1990 bereits das Vereinbarkeitsmodell praktizierten bzw. denen, die es in den folgenden Jahren unter veränderten Bedingungen praktizieren, ihren Lebensplan entsprechend der verinnerlichten Norm zu gestalten. Einen Kinderwunsch zu realisieren, „Mutterpflichten" wahrzunehmen, wird von den Frauen explizit als reiflich überlegte Entscheidung und als Verantwortung, die in erster Linie privat zu tragen ist, reflektiert.

Die Wiederkehr des „männlichen Ernährers"?

Die Tatsache, daß in der „realsozialistischen" DDR zwar die Rolle des „männlichen Ernährers" tendenziell abgeschwächt bzw. dysfunktional war, zugleich aber die Verantwortung für die Familienarbeit durch das Vereinbarkeitsmodell tendenziell unverändert bei den Frauen blieb, hat in der sozialwissenschaftlichen Diskussion zu der Annahme geführt, daß unter den veränderten Bedingungen auch in Ostdeutschland mit einer Wiederbelebung des „männlichen Ernährers" zu rechnen ist. Sarina Keiser weist in ihrer Untersuchung auf Verschiebungen hin, die im Vergleich 1990/91 und 1994 gerade bei der Alterskohorte der zwischen 1960 und 1970 Geborenen festgestellt werden können. Danach ist der Anteil der Männer, die - zumindest solange kleine Kinder im Haushalt sind - für die Nichterwerbstätigkeit der Frau plädieren, im Zeitvergleich leicht angestiegen. Auch hat der Anteil der Frauen, die unter diesen Bedingungen für Teilzeitarbeit plädieren, zugenommen (vgl. Keiser 1997, S. 219-221). Allerdings ist „die Hauptorientierung beider Geschlechter (...) nach wie vor auf eine - wenn auch zeitlich differierende - Erwerbsbeteiligung beider Partner gerichtet" (ebenda, S. 220). Bemerkenswerter ist allerdings, daß sich die für DDR-Zeiten und auch noch 1990/91 für diese Alterskohorte feststellbare „Liberalisierung häuslicher Tätigkeitsstrukturen" (ebenda, S. 221), d. h. eine tendenziell gemeinschaftliche Erledigung häuslicher Tätigkeiten, 1994 so nicht mehr auffinden läßt. „Das heißt, die ehemals liberalisierten bzw. egalisierten Geschlechterrollenstrukturen in der jüngeren Generation haben sich tendenziell wieder in Richtung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung verschoben" (ebenda, S. 225). Die aus den Aufzeichnungen

der 16 Frauen unseres Samples herausfilterbaren Daten entsprechen tendenziell diesen Untersuchungsergebnissen.

Zum einen bestätigen sie relativ egalitäre Tendenzen in der Bewertung/ Akzeptanz der Selbstverständlichkeit von Berufsarbeit von Frauen. Nicht nur werden die Frauen von ihren Partnern nicht in ihrem Anspruch behindert oder in Frage gestellt, einer ihren Qualifikationen entsprechenden, vollzeitlichen Erwerbsarbeit nachzugehen oder sich entsprechende Zusatz- oder Anschlußqualifikationen zu erwerben bzw. eine Umschulung zu machen. Zwei Frauen berichten auch explizit, daß sie und ihre Ehemänner gemeinsam eine Umschulung gemacht bzw. einen Wohnortwechsel (in eines der alten Bundesländer) vorgenommen haben, um einen Arbeitsplatz für beide zu sichern.

Rita Bartsch, ausgebildete Agraringenieurin, arbeitet 1990 als Ökonomin in einer LPG. Da deren Zukunft sehr ungewiß ist, trifft sie gemeinsam mit ihrem Mann die Entscheidung, in den Westen zu ziehen.

„Wir sind also Ende September 1991 tatsächlich nach M. gezogen, da wir beide neue Arbeit gefunden hatten. Gekostet hat mich das regelrecht 'Herzblut'(...)" (Unterstreichung im Orig.).

Sie behält im übrigen - wie aus den Aufzeichnungen 1994 ersichtlich - das bereits in der DDR praktizierte Vereinbarkeitsmodell bei (ihr Sohn ist 1990 drei Jahre alt).

Die feststellbare Tendenz, daß Männer die Berufsarbeit ihrer Frauen als selbstverständlich ansehen, schließt allerdings nicht aus, daß von beiden Geschlechtern - wenn es darauf ankommt - das Verbleiben des Mannes in der Erwerbssphäre als wichtiger angesehen wird und die Frauen oftmals zusätzliche familiäre Aufgaben übernehmen, um z. B. die Mobilität oder zeitliche Verfügbarkeit des Ehemannes für berufliche Verpflichtungen zu ermöglichen. Daß das aus der DDR überkommene, ausschließlich von Frauen praktizierte Vereinbarkeitsmodell durchaus Potentiale für eine (modifizierte) Wiederbelebung des männlichen Ernährermodells birgt, wird hier deutlich sichtbar.

Zum anderen - und das zuletzt Gesagte bestätigend und verstärkend - vermitteln die Aufzeichungen der Frauen, die das Vereinbarkeitsmodell praktizieren, daß der tendenziellen Selbstverständlichkeit, mit der ihre Männer ihren Anspruch auf (qualifizierte) Berufsarbeit akzeptieren, keineswegs eine entsprechende egalitäre Teilung der häuslichen Arbeiten entspricht. Zwar bestätigt sich Sarina Keisers im Kohortenvergleich festgestellte Tendenz bei der jüngeren Generation, diese Tätigkeiten teilweise gemeinschaftlich zu erle-

digen, es zeigt sich aber auch sehr deutlich, daß die Frauen unseres Samples klar die ihnen normativ zugeschriebene Verantwortlichkeit für den reproduktiven Bereich verinnerlicht haben, dies auch nicht in Frage stellen, selbst wenn sie gelegentlich Unzufriedenheit über die gängige Praxis äußern. Die bereits zu DDR-Zeiten konstatierbare Tendenz, daß Frauen einerseits berufstätig sein wollen, andererseits Beruf und Familie als gleichrangige Werte für sich ansehen und daher auch eher geneigt sind, auf „Karriere" zu verzichten oder, um der Vereinbarkeit mit familiären Aufgaben willen, Tätigkeiten unterhalb ihrer beruflichen Qualifikation auszuüben, setzt sich unter den veränderten Bedingungen fort. Auch aus dieser Perspektive erweist sich das verinnerlichte Vereinbarkeitsmodell als „günstige" Voraussetzung für Segmentierungen und Segregationen in der Erwerbssphäre entlang der Geschlechterdifferenz, die den nie ganz verschwundenen Vorstellungen vom „männlichen Ernährer der Familie" Auftrieb geben können. Allerdings läßt sich weder aus Sarina Keisers Kohortenvergleich noch aus den Aufzeichungen der Frauen unseres Samples die Schlußfolgerung ziehen, daß diese „Re-Traditionalisierungs"tendenzen dominierend wären oder nicht auch andere Tendenzen beobachtbar wären. Für beide finden sich in unserem Sample je ein - wenn auch keineswegs verallgemeinerbares - Beispiel.

Während die meisten Frauen des Samples, die Kinder haben, „selbstverständlich", wenn auch mit gelegentlichem Murren, ihre Verantwortung für die Familienarbeit akzeptieren, ist es Hanne Kahl gelungen, unter den veränderten Bedingungen ihre Vorstellungen von einem „modernisierten", tendenziell gleichberechtigten Vereinbarkeitsmodell zu realisieren, das eine Wiederkehr des „männlichen Ernährers" ausschließt.

Hanne Kahl hat 1990 ein begonnenes Forschungsstudium (auf dem Gebiet der Pädagogik) abgebrochen und sich der Waldorfpädagogik zugewandt. Mit ihrem Partner und späteren Ehemann, der seinen Ingenieurberuf an den Nagel hängt, geht sie für ein Jahr nach Stuttgart, um sich mit der Waldorfpädagogik vertraut zu machen und anschließend in ein Dorf in einem der neuen Bundesländer, um dort eine Waldorfschule mitaufbauen zu helfen. Ihr Mann verschreibt sich der ökologisch betriebenen Landwirtschaft. Hanne Kahl zweifelt bereits Monate nach der Geburt ihres Sohnes, „ob das Mutter-Sein mich auf ewig so ausfüllen könnte" und engagiert sich wieder im Waldorfverein. 1995 ist es endlich geschafft - die Waldorfschule, auf die Hanne Kahl jahrelang (unentgeltlich) hingearbeitet hat, nimmt ihre Arbeit auf, und Hanne Kahl, die inzwischen ein zweites Kind geboren hat, fängt als Lehrerin an zu arbeiten. Eine „modernisierte" Variante des Vereinbarkeits-

modells praktiziert Hanne Kahl insofern, als sowohl sie als auch ihr Mann eine Halbtagsstelle haben und sich in die Betreuung und Erziehung der Kinder teilen. Die neuen Möglichkeiten „alternativer Lebensformen" gestatten es ihnen, am vertrauten Vereinbarkeitsmodell festzuhalten und zugleich diese Vereinbarung nicht allein der Frau aufzuerlegen.

Astrid Faber dagegen erlebt in ihrer Ehe die Wiederbelebung der „männlichen Ernährer-" wie auch der Hausfrauenrolle, verstärkt durch äußere Bedingungen, insbesondere durch eine Umwelt, in der eine berufstätige Mutter eher als eine Normabweichung wahrgenommen und bewertet wird.

Astrid Faber ist 1990 nach erst kurzzeitiger Berufstätigkeit als Ökonomin (sie hat einen Hochschulabschluß als Diplom-Ingenieurökonomin) im Babyjahr. Die Auflösung ihres Betriebes ist mit der Einführung der Marktwirtschaft absehbar, damit auch ihre Arbeitslosigkeit nach Ablauf des Babyjahres. Zudem ist ihr klar, daß ihre beruflichen Qualifikationen („in sozialistischer Betriebswirtschaft") unter den veränderten Bedingungen nicht mehr viel wert sind. Ihr Mann dagegen hat mit einem naturwissenschaftlich-technischen Universitätsdiplom und einiger Berufserfahrung relativ gute Aussichten und ist „regelrecht in Aufbruchstimmung". Er bewirbt sich erfolgreich auf eine Stelle in den alten Bundesländern und holt Frau und Kind nach einigen Monaten zu sich. Astrid Faber, deren Lebensplan DDR-normgerecht (qualifizierte) Berufsarbeit und eine Familie mit zwei Kindern vorsah, bemüht sich zunächst, unter den neuen Bedingungen an diesem Plan festzuhalten. Sie sucht und findet eine Arbeit und auch eine private Betreuung für ihr Kind. Als die „Kinderfrau" ausfällt und auch noch in ihrem Betrieb Kurzarbeit angesagt ist, kündigt sie 1994. Sie und ihr Mann „beschließen, das in Angriff zu nehmen, was immer noch wie ein Damoklesschwert über mir schwebte: das zweite Kind. Ich war nicht ganz so überzeugt, ob ich wirklich wollte, denn auf ein längerfristiges Hausfrauendasein freute ich mich keineswegs". Während sie in ihren Aufzeichnungen 1994 noch neidisch auf ihre Freundinnen in Ost-Berlin blickt, von denen „die meisten beides (haben), Kinder und Beruf", hat sich Astrid Faber 1997 mit ihrem Hausfrauendasein arrangiert. Sie ist mit ihrem Mann, der ein neues berufliches Angebot hatte, innerhalb der alten Bundesländer umgezogen, in eine Gegend, in der noch weniger Aussichten für sie bestehen, eine für später gewünschte Halbtagsbeschäftigung zu finden. Für die nächste Zeit aber will sie sich „konzentrieren können auf die Aufgabe als Mutter". Probleme, die es mit ihrem Erstgeborenen gab, interpretiert sie als Resultat ihrer Vorstellung, „daß ich Erziehung nebenbei erledigen kann". Mit dieser Interpretation verabschiedet sie sich auch vom Vereinbarkeitsmodell, das sie einige Zeit praktiziert und erst nach längerem

Widerstand aufgegeben hat - auch gegen ihren Mann, der sich schon 1990/91 voll mit der Rolle des „Ernährers der Familie" (wieder) identifiziert hatte.

„Früher beneidete ich Mam um ihre Energie". Wie Töchter ihre Mütter sehen

Als die Frauen unseres Samples geboren wurden, wurde die Berufstätigkeit von Frauen zunehmend zu einer mehrheitlich geteilten Erfahrung und Praxis. Ihre Mütter gehören zu der Generation von DDR-Frauen, die von der „Bildungsoffensive" (Trappe) profitieren konnten und auf die sich eine Reihe von Fördermaßnahmen zur beruflichen Qualifizierung richteten. 1990 sind sie etwa zwischen 45 und 60 Jahre alt. Sie gehören also auch zu der Generation von DDR-Frauen, die in großem Umfang vom Arbeitsmarkt durch Vorruhestandsregelungen, Frührenten oder Arbeitslosigkeit verdrängt und deren praktizierter Lebensentwurf der Vereinbarung von Vollzeiterwerbsarbeit und Familienverantwortung massiv entwertet wurde.

Die 20 bis 30jährigen Frauen unseres Samples erfahren die Verwerfungen und Brüche in den (Berufs-)Biografien ihrer Mütter(generation) unter dem Druck, sich veränderten Bedingungen, neuen Anforderungen anpassen und - diesen entsprechend - ihren Lebensentwurf revidieren bzw. modifizieren zu müssen.

Im Gesamtsample der Frauen, die 1990 ein Tagebuch schrieben und sich 1994 und/oder 1997 an den Nachuntersuchungen beteiligten (insgesamt 26), lassen sich zwei Auffälligkeiten beobachten. *Zum einen* äußern sich mehrere Frauen, die 1990 zwischen 35 und 40 Jahre alt sind, explizit und teilweise ausführlich in einer ausgesprochen positiven Weise über ihre Mütter. Deren Leben, die Art, wie sie mit den zu ihrer Zeit weitaus schlechteren Bedingungen zur Vereinbarung von Beruf und Familie sowie den Engpässen in der Versorgung zurecht kamen, vor allem aber, wie sie couragiert Bildungs- und berufliche Entwicklungsmöglichkeiten wahrnahmen und dies zum Teil auch mit einem politischen Engagement verbanden. Das alles nötigt ihren Töchtern ein hohes Maß an Achtung, Bewunderung ab und mündet in eine positive Identifikation mit dem mütterlichen Lebensentwurf. Ihre Töchter sind zum Zeitpunkt der „Wende" längst in ihre Fußstapfen getreten, und sie können in der Regel nach 1990 auch ihre Berufsbiografien kontinuierlich fortsetzen[9]. Aus dieser Perspektive und bedingt durch die Tatsache, daß ihre Mütter 1990 bereits Rentnerinnen sind, ist es ihnen offensichtlich möglich, den Lebensentwurf ihrer Mütter ungebrochen positiv und als für sich vorbildlich zu bewerten.

Zum anderen ist auffällig, daß sich bei den Frauen, die 1990 zwischen 20 und 30 Jahre alt sind, solche ungebrochenen Identifikationen mit den Lebensentwürfen ihrer Mütter nicht finden. Zwar geben einige von ihnen an, zu ihren Müttern ein gutes Verhältnis zu haben, aber nicht eine äußert sich in vergleichbarer Weise anerkennend und bewundernd zu den Lebensleistungen und Ansprüchen ihrer Mutter, wie dies in der etwas älteren Gruppe geschieht. Eine ganze Reihe der 16 Frauen erwähnt die Mütter/Eltern - im Unterschied zu den Frauen der höheren Altersgruppen - überhaupt nicht. Bei den meisten, die sich zu ihren Müttern äußern, klingt eher Enttäuschung über ihr Verhalten in den „Wendezeiten" bzw. auch Mitleid mit ihnen in ihrer derzeitigen Situation an.

Sandra Koch, deren ausgezeichnete Leistungen während ihres Studiums mit dem Wilhelm-Pieck-Stipendium und dem Diesterweg-Preis honoriert wurden und die sich eine berufliche Karriere als Lehrerin ausgemalt hat, zeigt sich von dem Verhalten ihrer Mutter, das offenbar ihre eigenen Ansprüche in Frage stellt, enttäuscht. „Also, ich komme mit dieser Zeit und den dadurch veränderten Menschen nicht zurecht. Mutti ist wohl das beste Beispiel. Jeder denkt an sich, wähnt sich in sicherer Position, hat überdimensionale Träume und fühlt sich ‚viel freier'„, schreibt sie in ihr Tagebuch 1990.

Leonore Schwenke ist 1989/90 mit den Veränderungen an ihrer Hochschule und ihrem Ökonomie-Studium konfrontiert, damit, daß der Stoff und insbesondere die Interpretation von ökonomischen Zusammenhängen sich schlagartig ändern, daß das Vertrauen in die Dozenten schwindet und Prüfungsanforderungen undurchschaubar werden. Sie fühlt sich in dieser Streßsituation insbesondere von ihrer Mutter allein gelassen, die selbst in ihrer Schule mit Verunsicherungen und Veränderungen konfrontiert ist. Leonore Schwenke nimmt aber auch die Erfahrungen, die ihre Mutter machen muß, als Gefährdung ihrer eigenen Pläne wahr:

„Fast 20 Jahre lang war meine Mutter stellvertretende Direktorin in H., bis sie Anfang letzten Schuljahres die Direktorenfunktion übernehmen mußte. Die Betonung liegt auf 'mußte', denn sie wollte absolut nicht .(...) Nun, wo meine Mutter sich eingearbeitet und mit der Arbeit und den vielen Verpflichtungen ‚angefreundet' hatte, kam die Abberufung aller Direktoren - ein idiotischer Schritt: Warum nicht gleich eine Generation von Neulehrern?".

Leonore Schwenke wie auch Kerstin Gansow konstatieren mit einem gewissen Mitleid, daß ihre Mütter nach vielen Jahren kontinuierlicher Berufsarbeit plötzlich mit Abwertung oder Arbeitslosigkeit rechnen müssen. Beide - wie auch andere Frauen - notieren es mit Erleichterung, wenn sich für ihre Mütter Möglichkeiten einer Weiterbeschäftigung ergeben.

Die Interpretation liegt zunächst nahe, daß sich die Frauen der jüngeren Alterskohorte unseres Samples nicht ungebrochen positiv mit ihren Müttern identifizieren können, weil insbesondere sie (bzw. ihre Generation) nach der Vereinigung massive Abwertung ihrer Berufsbiografien bzw. Ausgrenzung aus der Erwerbssphäre erfahren. Der relativ geringe Umfang, den diese Thematik in den Aufzeichnungen der Frauen einnimmt, läßt allerdings eine Vertiefung und Verifizierung dieser Interpretation nicht zu. Das Faktum allerdings, daß alle Frauen unseres Samples, die sich in dieser Weise zu ihren Müttern äußern, ledig sind (und es auch bis 1994 bzw. 1997 bleiben), legt noch eine andere Interpretation nahe: Diese Frauen haben - bewußt gewollt oder durch (veränderte) äußere Konstellationen bedingt - z. T. bereits vor der Wende einen anderen Weg eingeschlagen als ihre Mütter. Die Tatsache, daß sie - anders als ihre Mütter - die Vereinbarung von Beruf und Familie nicht praktizieren bzw. nicht planen, legt den Schluß nahe, daß sie ihre Mütter zwar einerseits als starke Frauen wahrnehmen (und akzeptieren), andererseits aber deren Lebensentwurf nicht als für sich vorbildlich ansehen. Die in einigen Tagebüchern angedeutete Distanzierung von den Müttern - insbesondere hinsichtlich ihrer hinnehmenden, ja z. T. unterwürfigen Position gegenüber den Vätern - bzw. Kritik an der fehlenden Zuwendung seitens der ewig überlasteten Mütter (und Väter) in der Kindheit, deuten auf (unbearbeitete) Konflikte, die Töchter zur Abgrenzung von den Lebensentwürfen der Mütter drängen.

So hält die 26jährige Berta Flusser 1990 in ihrem Tagebuch ihre Enttäuschung darüber fest, daß ihre Mutter offenbar nicht so stark und selbständig ist, wie sie bisher dachte: „Früher beneidete ich Mam um ihre Energie. Jetzt fiel mir auf, daß sie diese nur bei kleinen Dingen aufbringt: also bügeln, Wäsche waschen, abwaschen." Sie wiederholt die Feststellung eines Freundes der Familie, daß nach dem Tode des Vaters „Mams Leben so inhaltslos ist" und diese die Leere offenbar auch nicht durch ihre Arbeit als Lehrerin ausfüllen kann.

Bei Anke Siewert geht die Distanz zur Mutter und dem von ihr praktizierten Modell der Vereinbarkeit eine Verbindung mit der Ablehnung des politischen Systems der DDR ein. Anke Siewerts Eltern sind beide Aufsteiger der ersten Generation (Historiker/Ärztin), die offenbar ihrer beruflichen Karriere zuliebe die Erziehung ihrer Kinder an die zweite Stelle gesetzt bzw. den Großeltern überlassen haben. Anke Siewert erfährt erst nach der Wende, daß ihre Mutter von der Stasi unter Druck gesetzt wurde und einen Selbstmordversuch unternahm. Das weckt ihr Mitleid mit ihrer Mutter: „In einem

anderen Land und mit einem anderen Mann hätte sie in ihrem Beruf und in ihrem Leben glücklich sein können! So ist sie Invalide und fertig mit den Nerven und ihrer Gesundheit. Ich weine jetzt".

Nicht vergessen kann sie allerdings, wie lieblos ihre Eltern sie in ihrer Kindheit behandelt und mit Betreuungsaufgaben gegenüber der kleineren Schwester überfordert haben, „obwohl es ihre Aufgabe gewesen wäre". Nicht verzeihen kann sie ihrer Mutter, daß diese sich den Forderungen des Vaters widerstandslos gebeugt hat. „Wie oft mußten wir an den Wochenenden mucksmäuschenstill in unserem Zimmer bleiben, damit er arbeiten konnte".

Für Anke Siewert, die Sozialfürsorgerin gelernt hat und 1990 ihre Großmutter pflegt, ist klar: „Nach dem Tod von Oma gibt es für mich keinen Grund mehr, Kontakt zu diesen Tyrannen zu halten".

1992 stirbt ihre Großmutter. Anke Siewert macht nach einer kurzen Tätigkeit in einem Frauenhaus eine Zusatzausbildung als Heilpraktikerin und plant, sich selbständig zu machen. Ihre Mutter erwähnt sie in den Nachschriften 1994 und 1997 nicht mehr.

Vorsichtig formuliert, läßt sich zusammenfassend folgern: Die Frauen unseres Samples sind in Familien aufgewachsen, die zum Typus „Familie mit Emanzipationsanspruch" (Waldeck 1998, S. 35) zu zählen sind (d. h. dieser Typus ist durch die - tendenziell gleichrangige - Erwerbsarbeit beider Elternteile geprägt). Sie sind mit Weiblichkeitsbildern großgeworden (verkörpert durch ihre Mütter bzw. auch literarische Figuren[10]), die Frauen nicht mehr allein oder in erster Linie auf „Mütterlichkeit" festlegen, sondern Vorstellungen von der starken, selbstbewußten, berufstätigen, ökonomisch unabhängigen Frau integrieren. Die für ihre Alterskohorte sich erweiternden Handlungsoptionen in der „privaten Sphäre" eröffnen den Frauen unseres Samples Möglichkeiten, im Anknüpfen an diese Elemente des Frauenbildes zugleich eine kritische Distanz zum Vereinbarkeitsmodell, wie es von den Müttern praktiziert wurde, herzustellen.

Für diejenigen, die das Vereinbarkeitsmodell auch unter den veränderten Bedingungen weiterhin praktizieren, hat dies ambivalente Folgen: Mit ihrem Beharren auf (vollzeitlicher) Erwerbsarbeit widersetzen sie sich einerseits einer Segmentierung des Arbeitsmarktes, die für Frauen primär (schlecht bezahlte und abgesicherte) Teilzeitjobs vorsieht. Andererseits reproduzieren sie mit dem Festhalten am Vereinbarkeitsmodell und der damit verbundenen „weiblichen" Verantwortung für die Familienarbeit „günstige" Bedingungen für eine „Re-Traditionalisierung" von Geschlechterrollen.

Diejenigen, die das von den Müttern praktizierte Vereinbarkeitsmodell nicht praktizieren, sondern die (erweiterten) Chancen für berufliche Karrieren wahrnehmen wollen, vergrößern unter Umständen ihre Handlungsspielräume in der einen Sphäre. Andererseits stellen sie mit dieser eher „männlichen" Entscheidung die überkommenen Trennungen von Produktion und Reproduktion und ihre vergeschlechtlichenden Bewertungen nicht in Frage. Die - unterschiedlichen - Erfahrungen mit dem Vereinbarkeitsmodell, die die Frauen als „Erbe" einbringen, erweist sich als durchaus anschlußfähig und als nutzbar für die Reproduktion von „modernen Strukturen" auch unter den veränderten Bedingungen.

Anmerkungen

1 Dieses Projekt war ursprünglich als Teil eines größeren Forschungsvorhabens zu Veränderungen des Alltags ostdeutscher Frauen nach der politischen Vereinigung der beiden deutschen Staaten konzipiert. Es sollte am Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung realisiert werden, das 1989 an der Humboldt-Universität gegründet worden war. Da dieses Vorhaben letztlich nicht zustande kam, wurde das Tagebuch-Projekt unter meiner Leitung selbständig weitergeführt - zunächst an der HUB, später an der Universität Potsdam.
Nach einem Aufruf, der - mehr oder minder zufällig - in der Tageszeitung „Junge Welt" erschien, und in dem wir Interessierte darum baten, für drei Monate ein Tagebuch über ihren (sich verändernden) Alltag zu führen und uns zur Verfügung zu stellen, meldeten sich über 160 Frauen und Männer, von denen uns schließlich Ende 1990/Anfang 1991 55 Frauen und vier Männer ein Tagebuch und einen Fragebogen mit Auskünften zur Person, zum familiären Hintergrund (Eltern- und Großelterngeneration), schulischen und beruflichen Abschlüssen, ausgeübten Tätigkeiten usw. zusandten (zur genaueren Beschreibung des Samples und der Leserschaft der „Jungen Welt" siehe Dölling/Seibt 1993).
Ende 1994 und 1997 haben wir jeweils eine Nachuntersuchung gemacht - alle SchreiberInnen wurden gebeten, einen Fragebogen auszufüllen und auf ca. 10 Seiten ihren jetzigen Alltag bzw. die unterdessen vor sich gegangenen Veränderungen zu beschreiben.

2 Jüngst wurde dies wieder bestätigt in einer Studie zum Thema „Politische Meinungsbildung in Deutschland - Wandel und Kontinuität in der öffentlichen Meinung in Ost und West", vgl. Die Zeit Nr. 32 vom 30. Juli 1998, S. 9 ff

3 Daß dieses Vereinbarkeitsmodell nicht nur gesellschaftliche Norm, sondern auch verinnerlichtes biografisches Konzept der Mehrheit ostdeutscher Frauen war, ist durch zahlreiche Untersuchungen belegt (siehe für den Kohortenvergleich TRAPPE 1995, auf der Ebene von Fallstudien z. B. Dietzsch/Dölling 1996)

4 Dieses Modell ist insofern modernisiert, als es Erwerbsarbeit von Frauen nicht ausschließt, aber von einer Aufspaltung von (vollzeiterwerbstätigem) Ernährer und teilzeitarbeitender Ehe-/Hausfrau ausgeht.

5 Wagner unterscheidet - idealtypisch - drei Phasen der Moderne: die restringiert-liberale, die organisierte und die liberal erweiterte Moderne. Für die „organisierte Moderne", die er zeitlich etwa zwischen den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts und den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts ansiedelt, gilt nach Wagner, daß ein höherer Grad sozialer Organisation dadurch erreicht wurde, daß individuelle Freiheit durch die Bildung von Großgruppen (Kollektiven) einerseits begrenzt, andererseits auf diese Weise ein innerer Zusammenhalt hergestellt wurde. Klasse, Ethnien, Kulturen, die nationalen Wohlfahrts- oder Sozialstaaten sind die für diese Phase charakteristischen Organisationsformen allokativer Praxen, die in einem „größeren Kollektivierungsprozeß" bewirkten, daß „den Mitgliedern der Gesellschaft, nach Alter, Beruf, Familienstand und gesundheitlicher Situation Orte in wohldefinierten Kollektiven" zugewiesen wurden (Wagner 1995:153). Der Ausbau der repräsentativen Demokratie (in der kapitalistischen Variante) sowie die Standardisierung des Sozialverhaltens der Einzelnen (wie der Kollektive) war eine Folge - aber auch, daß die gefundenen Arrangements - wie etwa die für die Geschlechterbeziehungen - als quasi natürlich, als Resultat eines rational begründeten „Entwicklungsprozesses" erschienen, und zwar in der kapitalistischen wie der sozialistischen Variante.

6 „Nischengesellschaft", „Existenz in der Nische" sind Begriffe, die für diesen Zustand gefunden wurden.

7 Aus diesem Grunde halte ich es auch für falsch, von einem „einheitlichen" Lebensentwurf zu sprechen, den Frauen in der DDR ausbilden konnten und als Ursache dafür das Fehlen einer „undurchlässige(n) Trennung zwischen der öffentlichen und der privaten Sphäre" anzunehmen (Schröter 1997:46). Die Verwischung der Grenzen hat eben gerade nicht die Grenzziehungen zwischen Produktion und Reproduktion (und den korrespondierenden Formen von Arbeit und ihrer sozialen Bewertung) aufgehoben, die vor allem von Frauen bei ihrer Einbeziehung in die Erwerbssphäre die „doppelte Vergesellschaftung" strukturell erzwingen und ihre Erwerbsbiografien tendenziell zu einer „Abweichung von der Norm" machen.

8 Ihre Mütter waren 1990 zwischen Mitte Vierzig und Ende Fünfzig, sie gehören also zu der DDR-Frauengeneration, denen Bildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten geboten wurden, für die es - zumindest für die Jüngeren - spezifische Frauenförderpläne gab, wenn auch noch nicht umfassende sozialpolitische Maßnahmen.

9 Die Frauen dieser Altersgruppe unseres Samples bestätigen damit auch den allgemeinen Trend, wonach Frauen zwischen Mitte Dreißig und Mitte/Ende Vierzig relativ gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben, insbesondere wenn

sie über eine relativ hohe berufliche Qualifikation verfügen (vgl. Schenk 1995:91)

10 Es fällt auf, daß Frauen dieser Alterskohorte sich positiv auf Frauenfiguren aus der DDR-Literatur beziehen, die - wie etwa Christa T. oder Franziska Linkerhand - starke, selbstbewußte Frauen sind, aber nicht das Vereinbarkeitsmodell praktizieren.

Literatur

Bauman, Zygmunt (1991): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg

Beer, Ursula (1990): Geschlecht, Struktur, Geschichte. Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt/New York

Dietzsch, Ina/Dölling, Irene (1996): Selbstverständlichkeiten im biografischen Konzept ostdeutscher Frauen. Ein Vergleich 1990-1994. In: Berliner Debatte. Initial. Zeitschrift für sozialwissenschaftlichen Diskurs, H.2, S. 11-20

Dölling, Irene/Seibt, Gabriela (1993): Kurzstudie zum Projekt: „Soziokulturelle Veränderungen im Alltag von Frauen - Tagebücher als individuelle Dokumente eines gesellschaftlichen Umbruchs".- Frauen der ‚AufsteigerInnen'generation. In: ZiF-Bulletin Nr. 6: Sozialstruktureller Wandel: Frauen im Transformationsprozeß, Berlin, S. 1-58

Habermas, Jürgen (1971): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft (1962). Frankfurt

Keiser, Sarina (1997): Ostdeutsche Frauen zwischen Individualisierung und Re-Traditionalisierung. Ein Generationenvergleich. Hamburg

Schenk, Sabine (1995): Erwerbsverläufe im Transformationsprozeß. In: Bertram, Hans (Hg.): Ostdeutschland im Wandel: Lebensverhältnisse - politische Einstellungen, Opladen, S. 69-97

Schröter, Ursula (1997): Die DDR-Frau und der Sozialismus - und was daraus geworden ist. In: Kaufmann, Eva/Schröter, Ursula/Ullrich, Renate: „Als ganzer Mensch leben": Lebensansprüche ostdeutscher Frauen, Berlin, S. 13-85

Trappe, Heike (1995): Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik. Berlin

Wagner, Peter (1995): Soziologie der Moderne. Freiheit und Disziplin. Frankfurt/New York

Waldeck, Ruth (1998): Die Fesseln der Frau. Zur Psychoanalyse der weiblichen Adoleszenz. In: Zeitschrift für Sexualforschung 11, H. 1, S. 30-43